

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

52.

Donnerstag, am 26. December 1850.

Zur Nachricht.

Die Abendzeitung geht mit Beginn des 35. Jahrgangs in den Verlag des Unterzeichneten über. Wie bisher wird dieselbe in wöchentlichen Lieferungen von in der Regel zwei Bogen erscheinen; der Preis des Jahrgangs wird dagegen auf 8 Thaler ermäßigt. Ueber die Richtung, welche die neue Redaction einzuhalten gedenkt, enthält die erste Nummer des neuen Jahrgangs das Nähere. Das verspätete Erscheinen derselben soll durch zweimalige Expedition von zwei Nummern in einer Woche baldigst ausgeglichen werden. Die Zeitung erscheint in Commission von Robert Friesse's Separatconto in Leipzig, und sind daher Bestellungen, so wie Briefe und Pakete nur an diese Firma zu senden.

Indem ich die bisherigen Leser ersuche, dem Blatte auch ferner Ihre freundliche Theilnahme zu bewahren, empfehle mich

achtungsvoll

Friedrich Rückmann,
Verleger.

Leipzig, im Januar 1851.

Staat und Gesellschaft.

Der constitutionelle Geschichtsschreiber der bairischen Revolution, Herr Häusser, sagt irgendwo: Die Theorie und die Praxis des Constitutionalismus haben eine wesentliche Lücke. Beide räumen den socialen Zuständen der ärmeren Classen

zu wenig Platz ein und, indem der Constitutionalismus ausschließlich das Gleichgewicht und die Bewegung der Staatsgewalten berechnet, entgehen ihm die unentbehrlichsten Sympathieen der Massen, deren Augen dann den Phantasmagorieen und der besten Welt der Revolution sich zuwenden.

Diese Behauptung mag für Deutschland nur

in gewissen Gegenden richtig sein, für Frankreich ist sie eine schlagende Wahrheit. Sie gibt mit einem Male den Grund an, warum in Frankreich die Begründung des Constitutionalismus, der parlamentarischen Regierung, wie das „Journal des Débats“ gerne wiederholt, mißlang und kaum mehr gelingen wird. Der französische Constitutionalismus gelangte dahin, den Staat als ein Verschiedenes von der Gesellschaft abzutrennen und neben dem Organismus der Gesellschaft die gouvernementale Maschine aufzubauen. In dieser unnatürlichen Trennung konnte der Staat die Gesellschaft nur hemmen und diese gerieth in einen feindlichen Gegensatz zu ihm. Der Socialismus ist im Grunde der Kampf der socialen Lebenskräfte gegen die gouvernementale Mechanik. Er entstand aus der Verderbtheit der Gesellschaft, die vor Allem durch den Staat entfittlicht wurde. Die Administration absorbirte Alles, sie drängte sich gleichsam an die Stelle des Sittengesetzes und sie zeichnete sich niemals durch Unbescholtenheit besonders aus.

Die französische Gesellschaft theilt sich, um es rücksichtslos heraus zu sagen, in zwei Lager, in das der Prostitution und in das der Corruption. Das erste ist gekennzeichnet, öffentlich, officieell, protocollirt und wird musterhaft administrirt. In das erstere weise ich außer den nicht näher zu bezeichnenden Personen alle unter Polizeiaufsicht Stehenden, alle diffamirend Verurtheilten, alle von der Gesellschaft notorisch Ausgestoßenen. Dieser sichtbare Schaden der Gesellschaft ist wahrscheinlich nirgends so scharf, wie in Frankreich abgegrenzt und umzeichnet. Viele treiben sich wohl ihr ganzes Leben lang an dieser, mit tausend großen und kleinen, winzig kleinen, aber von Jedermann gekannten Marktsteinen besetzten Grenze herum, stets bereit, lieber freiwillig zu sterben, als sie zu überschreiten. In diesem Punkte ist die Sophistik des Lasters bewunderungswürdig. Die französische Gesellschaft verzeiht vielleicht darum mit so liebenswürdiger und gewissenloser Leichtigkeit schöne und garstige Sünden, weil sie jenseits jener Grenze jeden Pardon für immer verweigert. Darum kämpfen Glend und Verbrechen nirgends mit so verzweifelter Muthe wie in Frankreich gegen die Prostitution,

gegen die amtliche Einschreibung in das Sündenregister der Nation. Jenseits jener Grenze beginnt eine merkwürdige Slaverei, man athmet dort wirklich nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Polizei. Ein zuverlässiges und als allgemein gültig angenommenes Unterscheidungszeichen der übrigen Gesellschaft, des anderen Lagers, ist die Arbeit. Elle travaille — sie arbeitet, das entschuldigt und rechtfertigt vor Jedermann die schlimmste Aufführung. Unter dieser Bedingung gibt es nach hiesigen Begriffen gar keine tadelnswerthe Aufführung. Der Arbeiter und namentlich die Arbeiterin, die gar curiose Ausflüge auf schlüpferigen und geradezu verbotenen Wegen machen, halten mit häufig unbeugsamer Festigkeit an ihrem Stande; die Blouse und das schwarzgraue Kleid der Grisette haben insofern eine hohe moralische Bedeutung.

Borzüglich die Notorität unterscheidet die Prostitution von der Corruption. Diese ist unbegrenzt, allgemein, unsichtbar, allgegenwärtig und darum um so unheimlicher, furchtbarer. Sie beginnt überall und endet nirgends. Nachdem man bei dem Kleinsten und Ehrwürdigsten auf ihre Spur gestoßen ist, kann man sich eines trostlosen Mißtrauens kaum erwehren, glaubt man an kein graues Haar mehr, an kein Lächeln mehr, und man forschet bei dem biedersten Handdruck, bei dem unbefangenen Blicke, bei dem kindlichsten Worte nach Motiven. Nichts ist verrätherischer als die Naivetät einer Französin und die Jovialität eines Franzosen. Diese Gesellschaft hat einen einzigen Maßstab für Alles: den Geldwerth. Ruhm, Schönheit, Geist, Tugend, politische Ueberzeugung, die Hingebung und Großmuth selbst werden in Frankenstücken berechnet. Eigennutz und Habsucht finden sich in der ganzen Welt; aber anderswo als in Frankreich wird ein Speculant oder ein Weib das unersättliche Verlangen nach Geld nicht mit gleicher Unverschämtheit zur Schau tragen. Standesunterschiede bestehen nur in geringem Maße. Alle Auszeichnung liegt im Besitze, und so jagen Ehrgeiz und Genußsucht in gleicher Linie par force nach Geld, nach viel Geld. Diese Gemeinheit am Grunde eines jeden Verhältnisses, tief heimlich an jedem Herzen, die einen zwingt, hinter jeder Blume, an jedem Cha-

racter den schmutzigen Fleck zu erspähen, verpestet Paris. Im Allgemeinen steht die hiesige Gesellschaft von der Prostitution nicht weiter ab, als die Bestechung von der Verkäuflichkeit. Vielleicht besteht der ganze Unterschied nur im Preise. Die Corruption ist in den Einnahmen und Ausgaben eines Jeden. Man kann getrost sagen, wer am meisten ausgibt, der corrumpirt am meisten.

Der Staat verausgabt jährlich eine Summe, welche der ganzen Bodenrente Frankreichs gleichkommt. Es versteht sich von selbst, daß man Jemanden, welcher der Gesellschaft so viel nimmt, auch viel zu geben zwingt. In dieser Lage ist die französische Regierung. Mit der ganzen Bodenrente des Landes versehen, steht sie hoch wie eine Vorsehung über der Gesellschaft, die sie administrieren soll und die von ihr das Unmögliche verlangt. Die Gesellschaft wird zur Staatsdomäne, zu einem Erträgnisobjecte für die Regierung und diese wird eine Fundgrube, ein Schatz, der reichste Mann und der größte Verschwenker Frankreichs, den Jeder in der Gesellschaft um die Wette auszubeuten strebt. Die Regierung steht zur Gesellschaft ungefähr wie jene Klöster, welche eine weite Gegend ausfaugen, hingegen alle Bettler unterstützen; dieses unsinnige Verhältnis, das großen Theils der Centralisation der Verwaltung entstammt, wurde durch die Februarrevolution wenig berührt. Die colossale Maschine arbeitete im Sturme gedankenlos fort. Die Revolution besiegte nicht jenen, in mehr als einem Jahrhundert so gewordenen Staat, wollte ihn auch nicht besiegen. Sie beabsichtigte eine Erpressung, weiter nichts. Sie setzte der Regierung die Pistole an die Brust und verlangte das Recht auf Arbeit. Der Staat erwehrt sich dieser sauberen Gesellschaft und fertigte sie mit einem Bettlerbriefe ab, den man Recht auf öffentliche Unterstützung nennet.

Man mache sich keine Illusionen. Wer nicht das Herz besitzt, der Gegenwart in's hohle Auge zu schauen, der habe wenigstens den Muth der Logik, die Bravour des Verstandes. Jenes in die Verfassung eingetragene Versprechen ist die letzte Abschlagszahlung des alten Staates an die Gesellschaft, seine letzte Vergleichssumme, für

welche er einen bis heute nicht bezahlten Wechsel ausstellte. Bei dieser Gelegenheit erhielten wir eine sehr schätzenswerthe Darstellung des Ganzen der öffentlichen Hülfeleistung. Wir lasen das vollständige Almosen-Verzeichniß des reichen Staates an die arme Gesellschaft und fanden, daß er sich in Spenden erschöpft, die bei der besten Absicht wie Gift wirken. Herr Thiers gestand die Ohnmacht des Staates und tröstete uns mit der Bemerkung, auch das Elend habe seine gute Seite, weil es uns das Vergnügen, Wohlthaten zu üben, bereitet.

Man muß längere Zeit und nicht ohne Beobachtungsgabe in dem prächtigen, franken, beneidenswerthen, rastlosen Frankreich gelebt haben, um sich von diesem Staate eine hinreichend abschreckende Darstellung zu erwerben. Es ist unmöglich, in Nordamerika zwischen Staat und Gesellschaft eine unterscheidende Linie zu ziehen. Dort ist der Staat nur eine Aeußerung der Gesellschaft, er ist eben die Gesellschaft selbst, nicht ein Zweites nach europäischer Art. In England gehen Regierung, Kirche und Gesellschaft aus einander hervor und kehren in einander zurück; es ist überall eine und dieselbe Gliederung und den gewordenen Verhältnissen angemessene Hierarchie. Die Annatur selbst wurde durch den schaffenden Geist zur Natur und jede Form ist dort belebt. Im Staate nimmt man dort nur den Rang ein, der einem in der Gesellschaft gebührt. Auch in Preußen z. B. ist die Bureaucratie immer noch die Intelligenz des Landes und sie vermag sich weder dem Einflusse der fessellosen deutschen Wissenschaft, noch der Stimmung der Gesellschaft zu entziehen. Aber wer ist in Frankreich der Staat? — Ein Ding in Zahlen und in Uniform, ein künstlich Lebendiges ohne Ideen, eine todte Abstraction der Gesellschaft, ein rein Mechanisches.

Der Franzose ist oberflächlich, hängt am Anstande, an der Correctheit, an Aeußerlichkeiten und läßt sich durch eine Formel immer wieder abfinden. Sein schönster Vorzug ist sein Temperament, das er seinem Weine verdankt. Erst in einem französischen Weinkeller lernt man die Geschichte Frankreichs verstehen, über die einem erst das rechte Licht aufgeht, wenn es einem vor

den Augen zu schwirren beginnt. Leider verpufft er sehr schnell. Bei aller Leidenschaftlichkeit seiner Initiative wurde dieses Volk der Sklave und das Opfer einer von ihm erfundenen science de l'administration, der Kunst zu verwalten, und es läuft Gefahr, am Administriren zu Grunde zu gehen, wie das ehrwürdige Deutschland am Denken. Der Grund zu diesem versteinerten Staate wurde bereits vor Ludwig XIV. gelegt. Die große Revolution riß in erhabener Wuth, in göttlichem Wahnsinn, wie Michelet, der Shakespeare der franz. Geschichtschreiber, sagt, das alte Gebäude nieder, um auf denselben Grundlagen ein neues aufzubauen. Napoleon vollbrachte den Umbau, wie er bis heute besteht. Das Bürgerthum verjagte den legitimen König, aber die Administration blieb stehen. Dasselbe Bürgerthum ließ das Volk den Bürgerkönig verjagen; aber die Republik beugte sich unter die alte Administration.

Die französische Gesellschaft liegt unter den Rädern der Verwaltungsmaſchine. Die Secte der Socialisten benutzt diesen Umstand, um als Vertheidiger der Gesellschaft gegen den Staat sich aufzuwerfen. Man häuft die Anklagen gegen ihn, verwirft die parlamentarische Regierung, die Volksvertretung und preiset die Anarchie als den glücklichen Zustand der vom Staate emancipirten Gesellschaft. Der eigentliche Sitz des Uebels ist in dem Mechanismus der tief wurzelnden Verwaltung, die wie ein todter Körper zwischen Staat und Gesellschaft die lebendige Wechselwirkung beider verderblich stört.

Die türkischen Frauen.

Was wir in Europa nie zu Gesichte bekommen, das sind die orientalischen Frauen und Mädchen. Diese bildeten daher auch den Hauptgegenstand meines Forschens und Grübelns, weil ich mit den schönsten Vorurtheilen über sie die Türkei betrat. Ich mußte Vieles wagen, ich mußte oft mein Leben auf's Spiel setzen, bis ich es so weit brachte, daß ich dem lieben Leser so Reichliches über das „schöne Geschlecht“ des

Orients mittheilen kann, was bisher noch Wenigen möglich war. Für diesen Artikel hoffe ich daher auch den meisten Dank zu erndten. Nicht das Damokles-Schwert, wohl aber des Osman „Hantschar“ schwebte bei meinen abenteuerlichen Unternehmungen auf diesem Gebiete oft ob meinem Haupte; wohl gähnte der Pilstollenlauf des gereizten Türken meinem Wagehalseleben Tod und Verderben zu. Doch, Dank der Borsehung, wie Kaiser Justinian ausrußen konnte: „Salomon, ich besiegte Dich!“ als er sein prachtvolles Werk, die Aia Sophia Kirche in Constantinopel vollendet vor sich stehen sah, so rufe ich jetzt freudig aus: Osman, ich betrog Dich! Ja, es gelang mir, Blicke in das Innere des Allerheiligsten eines Türken zu werfen. Was ich da schaute, hat sich meinem Gedächtniß unauswischbar eingepreßt und mein Tagebuch weiß darüber Folgendes zu erzählen:

Wie ganz anders sind jetzt meine Gefühle gegen das andere Geschlecht, wie sehr verschieden von den lieblosen Vorurtheilen, mit welchen ich die türkischen Damen bei meiner Ankunft in der ersten türkischen Stadt betrachtete. Ich bin nunmehr mit ihren Sitten, ihren Gewohnheiten, ihrem Character und ihrer Tracht nicht nur veröhnt, sondern auch den schönen Rosen des Ostens aufrichtig zugethan. Aus Allem, was dem Europäer in Bezug auf das „schöne Geschlecht im Osten“ aufstößt, ersteht man wohl leicht, daß die türkischen Damen eine sehr untergeordnete Rolle spielen, aber wahrhaftig nicht die gedrückte und elende, die wir nach unseren Begriffen mit jenen Verhältnissen als unzertrennlich halten. Das Traurigste für die armen Geschöpfe ist nach ihrer eigenen Ansicht, daß sie nicht einmal auf eine Vergeltung jenseits zu hoffen haben, indem ihnen der Prophet nach dem Leben keine Stellung im Paradiese anzuweisen wußte. Was nach dem Tode aus ihnen wird, weiß kein Mensch, denn die Houris, die nackten, reizenden Frauengestalten, die den Gläubigen im Paradiese für die Mühseligkeiten auf Erden entschädigen, haben nichts mit den verstorbenen Frauen gemein.

Als ich zum ersten Male eine Schaar türkischer Frauen an mir vorübergleiten sah, ward

mir sonderbar zu Muth. Ich glaubte die Heren aus „Macbeth“ zu schauen. Schüchtern blickte ich nach den dahinschleichenden, vermummten Geistergestalten, noch schüchterner warfen sie mir verstoßene Blicke zu. Dies ermutigte mich, ich spannte die ganze Sehkraft meiner Augen an, ihre freien Neuglein und Näschen genau zu betrachten. Schön und funkelnd leuchteten mir erstere entgegen, wie ich nie eine Grazie im Westen und Norden mit solchen begabt sah. Wenigstens dünkte mir dies in meiner ersten Extase so zu sein. Das weiße Tuch verhülle einer Göttin strahlendes Antlitz meinen neugierigen Augen, glaubte ich ganz gewiß. Magische Bilder schwebten meiner Seele vor, meine phantastischen Imaginationskraft spiegelte mir „unbekannte Ideale“ vor und spielte die Eva, die mir schwachem Adam die „verbotene Frucht“ unablässig vor die Augen hielt.

Der flatternde Anzug steigerte den Reiz meiner Sinne für die geheimnißvollen Orientalinnen noch mehr. Bei dem sanften Spiel der säuselnden Luft mit den rothen, blauen, schwarzen, braunen und gelben Talars, worin diese Gestalten gehüllt sind, war es nicht selten, daß ich auch der kostbaren, goldgestickten Kleider ansichtig wurde, welche den schön gebauten Körper dieser Frauen schmücken. Die Dukatenkette am Halse eines türkischen Fräuleins blendet das Auge des Schauers nicht, sie wird erst sichtbar, wenn sie den Talar ablegt, während die Goldkette am Halse einer europäischen Dame, von weniger Werth, sich schon von der Ferne bemerkbar macht. Ueberhaupt tragen die europäischen Damen ihre Schmucksachen und Kleider öffentlich zur Schau, um Allen zu gefallen, während die türkischen sich nur schmücken, um Einem zu gefallen!

Auf welche Weise ich eine zu Ehren der Venus erbaute Statue, wie mir die türkischen Damen vorkamen, enthüllen, folglich in ihrer ganzen Glorie schauen könne, das war mein abenteuerliches Bestreben, welches ich um jeden Preis zu erreichen suchte. Wäre es mir nicht gelungen, so hieße das gerade so viel, als ich sei in Rom gewesen und habe den Papst nicht

gesehen. Ich muß daher nothwendigerweise jene Abenteuer vorausschicken, durch welche ich zu der Bekanntschaft einer türkischen „Holden“ gelangte. Ob sie der Leser auch lächerlich finde, ich kann nichts dafür, mir kosteten sie viele Schweißtropfen.

Die strenge türkische Sitte erlaubt den Damen nur von 11—2 Uhr Mittags die Straßen zu besuchen. Um diese Zeit kommen sie schaarweise in die Dampfbäder und vor die Läden, Einkäufe zu machen; allein sieht man selten welche gehen, wenigstens führen sie ein Kind an der Hand. Natürlich, daß ich auch um diese Zeit gerade meinen Spaziergang machte, um meine Beobachtungen anzustellen; nur mußte ich den lieben Türken eine Nase drehen, als hätte mein Gang einen ganz anderen Zweck. Ich drängte mich durch die Frauen hindurch zu den Läden und kaufte hier um einige Paras Feigen, dort Datteln u. s. w. Bei dieser Gelegenheit hörte ich erstens die Frauen sprechen und konnte zweitens mit ihnen selbst einige Worte wechseln. Alsdann ging ich wieder vergnügt nach Hause. Eines Tages aber, als ich ganz allein eine schmale Gasse passirte, begegnete mir eine stattliche Dame, welche ein kleines, niedliches Porzellanschüsselchen, mit einer gelblichen, süßen Substanz gefüllt, vor sich trug. Ich kam ihr nahe, sie schaute sich schüchtern nach den beiden Enden der Gassen um und blieb stehen. Desgleichen that auch ich. Hierauf stach sie mit einem flachen, kleinen Löffelchen von der klebrigen süßen Masse ein Stückchen heraus und streckte mir es mit dem Worte „esse!“ hin. Dabei ließ sie nachlässig ihren Talar auseinander, damit ich ihres kostbaren Anzuges gewahr werden sollte. Ich frug sie: „bu ei jemek?“ (ist das gut zu essen?) und betrachtete ihren reichen Schmuck am Leibe. Sie bejahte es und ich aß die dargereichte Gabe ganz kaltblütig, denn ich wußte noch immer nicht, mit wem ich die unverhoffte Ehre hatte, zu sprechen, weil mir meiner Gönnerin Angesicht noch unbekannt war.

„Warum gibst Du mir dies, ich kenne Dich ja nicht?“ (die Orientalen kennen kein „Sie“) fragte ich sie auf's Neue.

Sie faßte auf meine Frage ein geknüpftes Ende ihres weißen Tuches, womit sie verhummt war, und fing das Auflösen desselben an. Mir wurde ganz unheimlich zu Muth. Aengstlich schaute ich mich um, ob nicht etwa schon ein Türke mit der Pistole auf mich lauerte. Indessen löste meine unbekanntere Freundin so lange an ihrem Tuche, bis es sich entfaltete. Gott, welch ein schönes Frauenbild sah ich vor mir stehen! Die Blüthe orientalischer Schönheit glaubte ich zu schauen und wußte in meinem ersten Sinnentaumel nicht, ob ich die Türken beneiden, dem Schicksal danken, der orientalischen „Göttin“ zu Füßen fallen und anbeten, oder aber einen Totaleindruck ihres Angesichts mir einprägen sollte. Meine Freude war indeß von kurzer Dauer, denn kaum hatte die Orientalin ihr Antlitz mir entschleiert, als ihr auch gleich das Gefährliche ihres Schrittes, welchen sie hier wagte, durch den Sinn fuhr. Sie gab einen Angstlaut von sich und faßte schnell das Tuch, um sich wieder zu verhüllen, als wäre gleichsam dieser Fehltritt Folge ihrer Ungeschicklichkeit gewesen. Noch immer aber war sie mir Antwort schuldig auf meine Frage. Endlich kam das Gesuchte zum Vorschein; es war ein Sträußchen, welches sie im Tuche verborgen hatte. Dieses übergab sie mir eiligst und sagte: „Nun gehe fort, sonst sind wir Beide verloren; bald siehst Du mich wieder.“

Ich hebte, verbarg das Sträußchen und eilte weiter, denn es kam ein alter Türke die Gasse entlang, welcher uns aber glücklicherweise nicht bemerkte, weil er gebückt einherging. Aus den Fenstern konnten wir ebenfalls nicht bemerkt werden, aus dem einfachen Grunde, weil die türkischen Häuser keine Fenster nach den Gassen hin haben.

Das Bewußtsein, eine Türkin entschleiert gesehen zu haben, machte mich überaus selig. Nur die Bedeutung des Sträußchens, welches ich als Antwort erhielt, war mir noch unklar; ich hörte wohl öfters von der Blumensprache der Orientalinnen, aber nun war ich der Glückliche, der im Besitz eines Sträußchens war, das dreierlei Farben enthielt, nämlich roth, grün und blau. Ich beflügelte meine Schritte zu

dem Kaffeehaus und begrüßte meine türkischen Freunde mit heiterer Miene, als je. Neben „Justum Effendi“, der mir eine Aufklärung geben mußte, nahm ich meinen Platz ein. Zufälligerweise hatte ich ein Buch in der Tasche; ich zog es hervor und las, weil ich wußte, daß mich einer meiner Nachbarn fragen werde, was ich lese. Das geschah denn auch bald. Ich sagte, daß ich von einem meiner Freunde ein Buch über den Orient zu lesen bekommen habe und gerade über die Blumensprache der türkischen Frauen mir Kenntniß verschaffe. Die Türken staunten, wie dies ein Europäer wissen könne. Ich aber fuhr fort:

Justum Effendi, sage mir, was die rothe Farbe bedeutet, ich möchte doch wissen, ob nicht vielleicht der Schreiber dieses Buches Lüge geschrieben hat?

Er erklärte: „Wen eine Dame mit einer rothen Blume oder mit sonst irgend einem rothen Gegenstand beehrt, dem will sie sagen, daß ihr Herz ihn innig liebt.“

Richtig, erwiderte ich, so sagt auch mein Buch. Was will die grüne Farbe sagen?

„Sie spricht die Hoffnung der Gegenliebe aus“, sagte Justum.

Was die blaue?

„Sie bedeutet Aufrichtigkeit, wie Allah aufrichtig und gerecht ist, der in den blauen Himmelswolken thronet.“ „Schwarz“, fuhr Justum fort, „bedeutet Verachtung.“

Gut, gut, erwiderte ich, es trifft Alles so ein, wie es in dem Buche steht; indessen aber waren es die Londoner Mysterien, wo keine Sylbe davon erwähnt ist. Also componirte ich: sie liebt mich aufrichtig und fordert aufrichtige Gegenliebe; und damit ich wisse, wer sie ist, die ich lieben soll, zeigte sie mir ihr Gesicht. — Welch' himmlische Wonne! auch im Oriente „flechten und weben die Frauen (und Mädchen) himmlische Rosen in's irdische Leben.“

Pläne schmiedend kehrte ich nach Hause; erfreut über mein gelungenes Tagewerk, legte ich mein Haupt zur Ruhe, die ich aber vergebens suchte. Kaum konnte ich den grauen Morgen erwarten. Ein Sträußchen von gleichen Farben ging ich suchen. Es nahte der Mittag.

Ich durchlief die Gasse, wo ich gestern mein Engelsbild schaute. Mein Herz pochte, jedes Wesen, welches diese Gasse passirte, verwünschte ich. Endlich schlug die langersehnte Stunde und meine Holde, an welche ich den schuldigen Tribut zu erstatten hatte, erschien. Im Vorbeigehen steckte ich ihr mein Sträußchen zu, wobei sie mir zuflüsterte:

„Folge mir!“

Verhängnißvoller Gang! In einem weit entlegenen Gäßchen schlüpfte sie zu einer Thüre hinein, welche sie offen stehen ließ. Ich wußte nicht, ob ich folgen sollte, folgen durfte. Verzweiflungsvolle Lage! Die verwegensten Gedanken durchkreuzten meinen Sinn: ich frug mich: was dann, wenn diese Hütte Deine Todesgrube wird? birgt sie ein einsames, aufrichtiges Wesen oder ein solches, das mit Dir vielleicht ein höllisches Spiel treibt? Beides ist möglich, doch nicht gewiß.

— „Muth will ich fassen und sollt' ich auch darob erblaffen.“ Ich nahte der Thüre, als eben Zeinab — so hieß meine Versucherin — entschleiert und den Talar abgelegt, in ihren weiten Seidenhosen mir entgegenrauschte. Sie zitterte, ihr zartes Angesicht erbleichte, ich wagte es, ihre Hand zu erfassen.

Ich fragte sie: darf ich zu Dir kommen, kann ich mit Dir sprechen?

Sie blieb stumm.

Bin ich hier sicher?

Sie blieb stumm.

Zeinab, sage, was wünschst Du von mir?

Bei dieser Frage verfinsterte sich ihr Gesicht, sie gab abermals einen Angstlaut von sich und floh plötzlich in ihr Zimmer zurück.

Nun ist's Zeit, daß Du diese unheimliche Hütte verläßt, dachte ich und wollte abtreten. Zeinab kam zurück und sagte mir:

„Komm in einigen Minuten wieder.“

Ich ging die kleine Gasse entlang und kehrte bald wieder. Der Himmel war mir hold, denn kein menschliches Wesen war zu sehen. Kaum hatte ich die kleine Hausthüre erreicht, sah ich Zeinab wieder, aber in einem ganz andern Anzuge, welcher weniger kostbar als der erste war.

Sie war freundlicher und lächelte. „Nun darfst Du mich noch einmal sehen“, sagte sie.

Und dann nie wieder? erwiderte ich.

„O ja, aber heute nicht“, war ihre Antwort.

Abermals verließ ich Zeinab's Hütte und kehrte nach etlichen Minuten wieder. Ich fand sie zum dritten Male in einem andern Anzuge, der wieder ordinairer als der zweite war. Herzlich gern hätte ich schon den Ausgang dieser fabelhaften Geschichte kennen mögen. Zeinab schloß die Hausthüre und führte mich in ihr Zimmer. Mir ward, als stünde ich auf Nadeln.

Ich setzte mich auf den einfachen Divan und rauchte einen Tschibuk, aus welchem Zeinab zu rauchen pflegte. Bald reichte sie mir Kaffee und setzte sich zu mir.

Bin ich sicher bei Dir? frug ich Zeinab auf's Neue.

Sag' mir, wer bist Du? war meine zweite Frage.

Zeinab perlten Thränen über ihre himmlischen Wangen, sie warf mir einen schmerzlichen Blick zu, der mir zu sagen schien, daß ich viel von ihr fordere. Ich sah, daß ich ein fühlendes Wesen vor mir habe und meine Gleichgültigkeit fing an zu schwinden. Thränen in den Augen einer Türkin habe ich nie gesucht. Nochmals frug ich sie:

Darfst Du mir sagen, wer Du bist?

„Wohl darf ich“, sagte Zeinab, „aber verräthst Du mich, so sind wir Beide verloren, grausame Rache würde besonders mich ereilen. Mein Vater war Pascha in K., ich Zeinab, seine Lieblings Tochter. Er liebte die Christen und that ihnen viel Gutes, weshalb er von den Muselmännern gehaßt und angeklagt wurde, als stehe er im Bunde mit den „Djaur's“. Bald darauf wurde er in das Gefängniß geworfen, seine Habe confiscirt und noch heute habe ich keine Spur von ihm. Ich liebte ebenfalls die Christen, weil mir mein Vater viel Gutes von ihnen erzählte; das wußten meine Glaubensbrüder und ich wurde deshalb mit Gewalt nach A. abgeführt und in den Harem gesteckt. Von da gelang es mir zu ent-

fliehen und seit kurzer Zeit lebe ich hier stille und zurückgezogen. Die Muselmänner halten mich für eine verarmte Wittwe und unterstützen mich. Würde man entdecken, daß ich Zeinab, die Entflohene bin, so würde ich dem Tode anheimfallen. Niemand als mein Bruder weiß, wo ich lebe, und bald wird er kommen und mich zu meinen Verwandten zu L... abführen.“

Wird es Dir dort gut geben, Zeinab?

„Ja“, erwiderte sie, „wenn Allah will.“

Warum kleidest Du Dich drei Mal um? frag ich weiter.

„Weil ich Dich liebe“, war Zeinab's Antwort.

Darf ich öfters zu Dir kommen?

„Wenn ich Dich rufe, so darfst Du kommen, dann bist Du auch sicher. Jetzt aber ist es 8 Uhr vorüber (nach unserer Zeitrechnung 2 Uhr Nachmittag), Du kannst nicht länger bei mir verweilen.“

Ich verließ meine Zeinab, mein Herz gehörte ganz und gar dieser aufrichtigen Orientalin, ich verehere in ihr ein höheres Wesen, eine himmlische Erscheinung. Jede Erinnerung an die verlebten Stunden mit diesem seltenen Mädchen erfüllen mein Herz mit Hochgefühl und Borne und der werthe Leser wird mich entschuldigen, wenn ich diese heiligen Gefühle meines Herzens nicht weiter ausbeute.

Durch Zeinab, meinen orientalischen Engel, lernte ich die türkischen Frauen und Mädchen näher kennen, von ihr verlangte ich Aufschluß in zweifelhaften Dingen; denn sie war im Vergleich zu ihren Mitbewestern gebildet.

Die tägliche Beschäftigung der türkischen Frauen und Mädchen besteht im Nichtsthun. So streng sie außer dem Hause vor jedem neugierigen Blicke verummmt sind, so übertrieben frei ist der Anzug im Innern des Hauses. Längs der Fenster befindet sich der Divan, auf dem sie den Tag hindurch nichts thun, als ausruhen und sich langweilen. Der Mangel mit glühenden Kohlen und das Kaffeegeräth, so wie der Tschibuk und Taback ist natürlich in der Nähe; denn so oft es ihnen einfällt, wird eine Tasse Kaffee gemacht und ein Tschibuk geraucht, was des Tages unzählige Mal geschieht. Da-

zwischen essen sie verschiedene eingemachte Früchte und trinken darauf ein Glas Wasser. Von vieler Bewegung und einer lebhaften Unterhaltung ist natürlich bei ihnen nicht die Rede.

Besitzt ein Türke mehrere Frauen, so lebt jede in einem besonderen Hause, da es noch nie vorgekommen ist, daß sich zwei Frauen in einem Hause vertragen hätten, vielmehr in beständigem Hader und Zwist lebten, der sich nicht, wie vielleicht bei uns, auf Verläumdung und böse Nachreden beschränkt, sondern oft in blutige Händel ausartet. Was die eine Frau an Putz und Schmucksachen von dem Manne bekommt, nimmt die andere auch in Anspruch; fährt eine der Frauen mit ihren Sclavinnen und Kindern spazieren, so würde die andere nicht zu Hause bleiben wollen, ich glaube, wenn sie todtkrank wäre, und das geht so fort bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Wenn sich ein Türke in diese Verhältnisse nicht verwickeln will, so nimmt er nur eine Frau, aber Sclavinnen so viel, als es seine Vermögensumstände erlauben, denn das Kind der Sclavin erfreut sich derselben Rechte und Vergünstigung, wie das Kind der rechtmäßigen Frau. Es beruht ja überhaupt die ganze Ehe im Orient nur auf Sinnlichkeit, und der Türke erhandelt sich seine Frau, ohne sich um ihre Liebe zu bekümmern, von dem Vater derselben, wie eine Waare vom Kaufmann.

Strenger werden die Frauen der Reichen in den Harems gehalten. Hier werden sie von den Verschnittenen, Eunuchen, bewacht und dürfen sich nur unter Aufsicht entfernen. Knüpft eine Haremsfrau oder Mädchen ein Verhältniß mit einem Christen an, so wird sie in einen Sack gesteckt und in's Meer geworfen; der Christ dagegen, ihr Begünstigter, wird gehängt. Geirathet ein Mädchen, was gewöhnlich im fünfzehnten Jahre geschieht, so entschleiert sie sich vor ihrem Manne erst dann, wenn sie ihm angetraut ist; vorher läßt sie ihr Gesicht nicht sehen.

Schreiben dürfen die orientalischen Frauen und Mädchen darum nicht lernen, damit sie keine Liebesbriefe schreiben können; deshalb haben sie als Ersatz dafür die Blumensprache erfunden.

Vom 10. Lebensjahre angefangen ist das weibliche Geschlecht verpflichtet, jeden zweiten bis dritten Tag das Dampfbad zu besuchen, nicht so sehr der Reinigung ihres Körpers, sondern anderer Experimente halber — wovon die Damen bei uns natürlich keinen Begriff haben. Im Bade färben sie auch zugleich die Augenbrauen, die Kopfhaare und Fingernägel. Erstere werden schwarz gefärbt, die zweiten blond — die beliebteste Farbe bei allen Orientalen — und letztere braun. Das Nägelfärben hat den Zweck, daß man den Schmutz unter denselben nicht wahrnehme. Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung eine ganz kleine Locke, welche, theils blau, theils gelb, theils roth gefärbt, die Mitte der Stirne bedeckt. Ebenso trägt jedes Mädchen schon im zwölften Jahre ihre Mitgift mit sich, welches entweder, wenn sie arm ist, nur aus einer kleinen Dukatenkette um den Hals, oder aber, wenn sie reicher ist, aus mehreren um den Hals und Stirne besteht. Diese durchlöchernten Dukaten werden nur im äußersten Nothfalle angegriffen, jedenfalls hungert die Familie lieber, als daß sie diese antasten würde.

In Konstantinopel rüttelte die Cultur an den Sitten der türkischen Damen schon mehr, als in den übrigen Städten. Hier sind die weißen Tücher beinahe schon in ganz durchsichtige weiße Schleier übergegangen, welchen die allgewaltige Zeit schon bis unter die Nase gerückt hat, während sie früher ebenfalls bis an die Augen verhüllt waren. Hier schicken sich auch die Damen schon an, mit den Europäern zu liebäugeln, und nicht selten läßt sich manche herbei, ihre Heimath zu fliehen, um der europäischen Sitten und Gebräuche, die ihnen angenehmer behagen, ganz theilhaftig zu werden.

Der Tod des General Bem.

Ueber den Tod des General Bem enthält das „Vesti Naplo“ folgende Original-Correspondenz:

„Je l'ai vu porté en terre
Par quatre officiers.“

„Aleppo, den 10. December. Ueber die Dauer der Internirung des General Bem hat eine höhere Macht verfügt, ich komme so eben von seinem Begräbnisse. Sie wissen; ich halte nicht viel auf Ceremonien, aber es ist doch für einen Verbannten ein eigenthümliches Gefühl, einen Schicksalsgenossen nach fremdem Ritus in fremde Erde bestattet zu sehen. Seine Krankheit war weder lang noch schmerzlich; vor vier Wochen ritt er noch aus. Einige Fieberanfalle beachtete er gar nicht und erst 3—4 Tage vor seinem Tode konnte man ihn dazu bewegen, Arznei zu nehmen. Seine Wohnung lag sehr tief zwischen Gärten, am Ufer eines Flusses. Nach der einstimmigen Aussage der Aerzte war der Ort sehr ungesund, was Bem jedoch durchaus nicht zugeben wollte. Auf die Nachricht von seinem Unwohlsein besuchte ich ihn gestern Morgens, um ihn zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen, jedoch vergebens. Er versicherte, daß er sich bedeutend besser befinde und Tags darauf aufstehen werde. Während der halben Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, sprach er beinahe fortwährend, aber die Anstrengung, mit welcher er sprach, machte mich sehr besorgt. Er vermochte nur mit sehr heftiger Bewegung der Kinnlade zu sprechen, und auch dann nur so unverständlich, daß ich nur einzelne Worte aus seiner Rede entnehmen konnte. Gegen Abend erhielten wir über seinen Zustand beruhigende Nachrichten. — Gestern um 2 Uhr Nachmittags kam ein Courier zum französischen Gesandten mit der Bitte, die sämmtlichen Aerzte Aleppo's — sieben an der Zahl — zu einer Consultation zusammenberufen zu lassen. Emerrat und Tommasini, die am schnellsten zu finden waren, eilten sogleich hinaus, fanden ihn aber bereits sterbend. Nach der Aussage der Aerzte vermochte sein durch Wunden und Strapazen geschwächter Körper nicht, einem Fieber zu widerstehen, welches bei etwas mehr Lebenskraft unbedeutend gewesen und in welches er nicht verfallen wäre, wenn er sich nicht so hartnäckig geweigert hätte, sein ungesundes Wohnhaus zu verlassen. Abends klagte er über Schmer-

zen im Unterleib; später sagte er: „Cela a passé.“ — Bis zwei Uhr nach Mitternacht schlief er mit wenigen Unterbrechungen fort, — um zwei Uhr starb er.

Heute Morgens lud uns Kmety zur Begräbnißfeier. Als wir um 10 Uhr hinauskaamen, lag er bereits auf einer Bahre und mehrere Leute waren damit beschäftigt, ihn zu entkleiden und zu waschen, während die Mollahs leise beteten. Nach der Waschung ward er in ein Bettuch gewickelt und dieses wurde dann am Kopfe, in der Mitte des Leibes und an den Füßen zusammengebunden; so wurde er dann in einen Sarg gelegt, an dessen unterem Ende sich eine kurze Stange befand, auf welcher sein Kopf hing. Auf den Deckel des Sarges ward dann ein bunter Shawl gebreitet und unter den Sarg zwei längere Stangen gelegt. Eine militairische Begräbnißfeier hatte man in der Türkei bisher nicht gekannt; dennoch waren diesmal der Commandant Kerim Pascha, der französische und englische Consul, mehrere Officiere und eine unabschbare Menge Soldaten zugegen. Der überaus zahlreiche Conduet ging ohne alle Ordnung; vor dem Wege ritten 20—30 Mollahs, welche ihm ein eintöniges und schauerliches la illaha illala sangen. Wir trugen ihn zum Thore hinaus und wollten ihn noch weiter bis zu seiner eigenen Ruhestätte tragen, aber der türkische Ritus gestattete dies nicht; denn es drängte sich Jeder hinzu, um den Sarg eine Strecke weit zu tragen und ihn dann sogleich wieder an Andere zu übergeben. Auf dem langen Wege waren starke Militair-Abtheilungen aufgestellt, welche sich gleichfalls hinzudrängten, um ein Stück weit tragen zu können, selbst der alte Kerim Pascha trug denselben.

Nicht weit vom Friedhose ward der Sarg auf das Grab eines Heiligen niedergesetzt, wo Gebete gesprochen wurden. Beim Grabe angelangt, ward der Leichnam aus dem Sarg herausgenommen und mit dem Haupte gegen Mekka hin in das 5—6 Fuß tiefe Grab gelegt. Die Fäden, mit denen das Bettuch zusammengebunden war, wurden sodann abgeschnitten und das Grab oben mit großen flachen Steinen zudeckt.

Das Versprechen, welches uns Bem in letzterer Zeit oft wiederholt hatte, daß er uns nämlich die Geschichte seines Lebens erzählen werde, konnte er leider nicht erfüllen. Man sagt, er sei erst 56 (?) Jahre alt gewesen, obwohl er viel älter aussah; sein Körper war ungemein geschwächt, aber sein unruhiger Geist hat fast bis zum letzten Augenblick seine Kraft und Beweglichkeit behalten. Mit seinem Uebertritte zum Islam war all' sein Streben dahin gerichtet, seinem neuen Vaterlande und dem Sultan, den er sehr schätzte, durch sein Wissen und seine Erfahrungen nützlich zu werden. Ueber seinen politischen Glauben kann ich wenig Bestimmtes sagen; soviel ist gewiß, daß er nichts weniger als Demokrat war und den Socialismus haßte, ohne ihn zu kennen. Er war durch und durch Soldat: ein Napoleonisches Reich mag sein politisches Ideal gewesen sein. Das Ziel, das er sich einmal vorgesteckt, suchte er mit großer Ausdauer im Großen wie im Kleinen zu erreichen und kümmerte sich wenig darum, ob das Erreichte auch wirklich für die aufgewandten Mittel Ersatz biete. Seine Conversation war lebhaft und geistreich; der französischen Sprache insbesondere war er vollkommen mächtig. Seine Internirung ertrug er mit großer Resignation und war ganz darauf gefaßt, sein geräuschvolles Leben hier zu beschließen, den Grund zu einer Salpetersabrik hatte er bereits gelegt, und Muster seines Erzeugnisses nach Constantinopel geschickt, worauf er von der Regierung ermächtigt wurde, diese Fabrik auf Staatskosten im großartigen Maßstabe auszubauen; auch soll er von der Regierung mit Anlegung einer großartigen Waffenabrik beauftragt worden sein. Memoiren hinterläßt er nicht und seine Correspondenzen wurden, seinem ausdrücklichen Verlangen gemäß, verbrannt. Ich werde trachten, seine mündlichen Mittheilungen über den siebenbürgischen Feldzug zu sammeln, und diese sodann der Deffentlichkeit zu übergeben.

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.

Des Königs Unterredungen waren stets eben so mannigfaltig als interessant und belehrend für Alle. Die Schicksale seines Lebens boten ihm einen reichhaltigen Stoff; überdies hatte er ein merkwürdiges Gedächtniß und war, wiewohl er seit seiner Jugend sich wenig mit Literatur beschäftigt, doch mit den neuesten Producten derselben ziemlich vertraut. Seine englischen Freunde bewunderten seine Kenntniß des Shakespeare, den er öfter citirte, als mancher gebildete Engländer. In der That schrieb und sprach er das Englische sehr korrekt, das er sich bei seinem Aufenthalte in England und Amerika, wie selten ein Ausländer, angeeignet hatte. Ueberhaupt besaß er eine große Sprachkenntniß; er sprach, wie man uns versichert, das Deutsche, Italienische und Spanische, wie ein Einheimischer, ja, er setzte im letzten Jahre Fräulein Jenny Lind durch ein Compliment in dem feinsten Schwedisch in großes Erstaunen.

Doch wir kommen darauf zurück, wie Ludwig Philipp in seinem Exil gewöhnlich lebte. Wenn er einige Stunden Besuche empfangen, oder sich für sich beschäftigt hatte, so machte er bei schönem Wetter mit der Königin eine öfters ziemlich weite Promenade zu Fuß, immer aber einen kleinen Ausflug zu Wagen mit der Königin und einer ihrer Ehrendamen. Seine Equipage fiel durch ihre Einfachheit auf. Um sechs ein halb Uhr wurde gespeist. Das Mahl war äußerst frugal: alle Kinder und Enkel, auch die jüngsten, speisten zu gleicher Zeit und an demselben Tische mit ihm. Bald nach dem Dessert standen die Gäste auf ein Zeichen der Königin von der Tafel auf und folgten den Majestäten in den Salon. Hier trank man Kaffee, dann etwas später Thee. Dies war die Spielzeit der Kleinen, in der sich entweder einer der Prinzen mit ihnen beschäftigte, oder sie selbst sich auf eigene Faust amüsirten. Dies schien dem Könige viel Freude zu machen. Die Königin, die Prinzessinnen und die Hofdamen arbeiteten an einem runden Tische; zuweilen spielte

die Königin Whist. Gewöhnlich saß der König in einem anderen Theile des Salons und las die neuesten Journale oder unterhielt sich mit Personen, die ihn besuchten. Wenn seine vielseitige Conversation ihn auf einen zweifelhaften Punkt führte, so wandte er sich an die Königin, deren Gedächtniß und Urtheil er sehr hoch achtete, oder an denjenigen der Prinzen, welchen er für am besten unterrichtet in dem jedesmaligen Falle hielt. Man konnte nicht eine halbe Stunde in der Gesellschaft des Königs sein, ohne irgend ein Zeichen seiner Achtung für die Königin, seiner Liebe für seine Kinder zu bemerken.

Obgleich ihn das Exil sehr niederdrückte, so zeigte er doch in seiner Unterhaltung einen lebhaften Humor; er belebte die ernstesten Discussionen durch eine Menge von interessanten Citaten und Anekdoten über alle Personen, die er gesehen oder kennen gelernt hatte. Außerdem war Ludwig Philipp, sowohl vermöge seines Charakters, als auch seiner eigenen Schicksale, sehr nachsichtig in seinem Urtheil über Andere und mild gegen seine Feinde. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Eines Abends las man in Claremont den Beschluß der National-Versammlung, welcher die Verbannung des Hauses Orleans enthielt — eine Maßregel, welche alle Familienmitglieder hart betrübte. — Der Vorleser begann mit dem Namen der Majorität, welche das Gesetz votirt hatten, und kam bald an einen Mann, den man unter diesen nicht vermuthet hatte. Bei diesem Namen rief ein Prinz voll Erstaunen und Unwillen: „Wie, auch dieser?“ Der König unterbrach ihn mit Ruhe und sagte dem Vorleser: „Lassen Sie diese Liste; gehen Sie zu denen über, welche für uns gestimmt haben, (und zu den Prinzen gewendet) vergessen wir die Anderen!“

Sein Körper war bis auf die letzten Jahre so rüstig, wie sein Geist; nie verleugnete sich in dem Könige das französische Blut. Als Beweis seiner Beweglichkeit will ich den Besuch anführen, den er Sir Robert Peel zu Drapton-Manor im Winter 1848 abstattete; hier zeigte er zugleich seinen Zartflinn und seinen Takt. Als die königliche Familie in Folge jener Krank-

heit Claremont verlassen mußte, stellte ihr Sir Robert mit vieler Zuvorkommenheit Drayton zur Disposition; obgleich der König das Anerbieten nicht annahm, so war er doch sehr erfreut darüber und glaubte, nicht besser danken zu können, als durch einen Besuch, der Sir Robert Gelegenheit gab, ihm das schöne Schloß mit seinen Kunstschätzen zu zeigen. Der König machte, um seine Absicht deutlich zu zeigen, die Hin- und Rückreise — ungefähr 300 englische Meilen — an einem Tage, fast dem kürzesten im Jahre, nämlich dem 18. December. Er verließ Claremont am Morgen und kehrte in der Nacht nach Hause zurück — eine ziemlich große Anstrengung für einen Mann von fünfundsechzig Jahren.

Diese Frische und Lebendigkeit des Körpers und des Geistes bewahrte der König bis zum Ende des Februars 1830. Da er um diese Zeit sich etwas unwohl fühlte, so begab er sich nach Richmond und kam auch scheinbar gestärkt im März nach Claremont zurück. In der ersten Woche des Mai aber befiel ihn eine allgemeine Schwäche, besonders an den Beinen, indeß fühlte er keine bedeutende Schmerzen. Einige Tage hütete er das Bett, schien sich dann etwas zu erholen und ging am 22. Mai nach St. Leonards*), um hier einige Wochen zu verweilen. Da seine Krankheit nur in einer Schwäche in den Beinen bestand, er aber im Uebrigen sich wohl befand, so legte man ihr kein Gewicht bei, obwohl seine Aerzte und Vertrauten schon seit Anfang des Jahres die Existenz eines organischen Leidens fürchteten. Deshalb kamen auch wohl die Herren Thiers, Guizot, Duchâtel u. A. im Juni nach St. Leonards, verließen aber England mit der Hoffnung an eine baldige Genesung des Königs. Am 18. Juli reiste Ludwig Philipp von St. Leonards nach London, wo er der ersten Communion des Grafen von Paris beiwohnen wollte. Dies war das letzte Mal, da er sich öffentlich zeigte. Am 23. August aß er, wie gewöhnlich, mit seiner Familie . . . aber zum letzten Male. Am 24. August

speiste in Claremont eine Dame, welche der König besonders achtete; er erschien aber nicht bei Tafel, kam aber nachher in den Salon und unterhielt sich mit ihr in seiner gewohnten Leutseligkeit und heiteren Laune. Doch er hatte sich allzu sehr angestrengt; als er sich aus dem Salon zurückzog, fiel er in Ohnmacht; er kam indeß bald zu sich, wurde zu Bett gebracht und schlief während zehn Stunden ganz ruhig.

Am Mittag des 25. August fand der Arzt, daß ein heftiges Fieber hinzugetreten war und seine Kunst zeigte ihm die Nähe des verhängnisvollen Augenblicks; nach kurzer Ueberlegung entschloß er sich, dies dem Kranken mitzutheilen, und er that es in Gegenwart der Königin. Anfangs nahm es der König ungläubig auf; aber bald erlangte er seine Kaltblütigkeit wieder und zeigte den besonnenen Muth, der ihn im ganzen Leben ausgezeichnet hatte. Er blieb mit der Königin einige Zeit allein; Niemand weiß, was sie hier verhandelt haben. Als endlich ein vertrauter Diener in's Zimmer trat, fand er den König in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl sitzen, die Königin vor ihm — Beide still einander betrachtend, bis endlich der König mit fester Stimme sprach: „Sie haben, mein Freund, ohne Zweifel gehört, was bald bevorsteht . . . man hat mir den Abschied gegeben . . . ich muß abreisen . . . wir müssen uns trennen . . . der Allgütige ruft mich.“ Dies wiederholte er ziemlich bewegt zwei bis drei Mal. Hierauf fiel ihm ein, daß er vor vier Monaten einige Notizen, wie wir glauben, über seine Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1814, geschrieben, aber in der Mitte einer Anekdote aufgehört habe, und dies wünschte er zu beenden. Er verlangte nach dem Schlüsselbund, das er stets trug, und wandte sich an den General Dumas, der ihm damals zu Häupten saß, und bezeichnete ihm die Stelle, wo er das fragliche Manuscript finden würde. Da der General den rechten Schlüssel nicht finden konnte, sagte der König lächelnd: „Ich habe Sie nie lehren können, meine Schlüssel zu unterscheiden.“ Bitternd nahm er das Schlüsselbund und wählte selbst den Schlüssel aus. Hierauf bat er den General das Gewünschte aufzuschreiben; noch

*) Eine Vorstadt der alten Stadt Hastings: ein Seebad.

hatte ihn sein reger Geist nicht verlassen. Ohne die Handschrift anzusehen, ohne sich das letzte Wort sagen zu lassen, daß er also vor vier Monaten niedergeschrieben, fuhr er im Zusammenhange fort. Diese Anekdote war nicht bedeutend, indeß schloß sie gerade einen Abschnitt seiner Memoiren, und deshalb wollte er sie vollenden. Dies dauerte nur wenige Augenblicke; hierauf diktirte er der Königin eine Art von Kodizill zu seinem Testament und drückte dann den Wunsch aus, das Abendmahl zu nehmen; er ließ den Abbé Guelle und alle die Seinigen um sich versammeln. In ihrem Beisein erfüllte er seine religiösen Pflichten mit christlicher Ergebenheit, philosophischer Stärke und einer Einfachheit, welche der wahren Größe eigen ist. Die Königin und alle seine Kinder standen lange um sein Bett, weinend und betend, er aber sah verklärten Blickes auf sie hin.

Das Fieber stieg in der Nacht, ohne indessen seinen Geist zu trüben. Ja, es schien ihm fast, als ob er sich besser befände; er ließ am 26sten um vier Uhr Morgens seinen Arzt rufen und sagte: „Lieber Doctor, ich befinde mich in der That wohler. Ich glaube, daß Sie sich irren und ich für jetzt noch nicht von Ihnen scheide.“ Der Arzt fühlte nach dem Pulse, schüttelte aber bedenklich den Kopf; indeß der König sagte lebhaft: „Das ist kein richtiger Maßstab; ich habe eben gehustet, und deshalb schlägt der Puls rascher;“ so vertraute er dieser schwachen Hoffnung. Nach einer halben Stunde schloß er die Augen und verschied um acht Uhr des Morgens ohne großen Schmerz.

Am 2. September wurde die irdische Hülle mit möglichst wenigem Pomp nach der katholischen Kapelle von Weybridge gebracht, wo sie vorläufig ruht; jener Vorwurf: *Ingrata patria, ne ossa quidem habebis!* wird hoffentlich Frankreich nicht treffen. Die Grabchrift drückt auch diese Hoffnung aus:

Depositae jacent sub hoc lapide, donec in patriam avitos inter cineres, Deo adjuvante, transferantur, reliquiae Ludovici - Philippi primi, Francorum regis, Claremontii, in Britannia, deiuncti die Augusti XXVI., Anno

*Domini MDCCCL., actatis LXXVI. — Requiescat in pace! *)*

Der Graf von Chambord ließ ihn in Wiesbaden, wo er sich gerade aufhielt, ein Todtenamt halten; in Frankreich wurden für ihn an vielen Orten, in Paris sogar mit Bewilligung Changanier's, Messen gelesen.

Das Gewicht, welches Ludwig Philipp auf die Vollendung jener Anekdote legte, ließ voraussetzen, daß er ein vollständiges Tagebuch geführt habe. Dies ist aber nicht ganz der Fall; Frau v. Genlis hatte ihn, wie seine Brüder, daran gewöhnt, sich durch Anlegen eines solchen Tagebuches von jeder Stunde Rechenschaft zu geben. Ludwig Philipp befolgte dies in besonders bewegten Zeiten. Ein Fragment seines ersten Tagebuches, vom Herbst 1790 bis zum Sommer 1791, ging verloren oder wurde gestohlen während der ersten Revolution, wie die Memoiren von 1815 während der letzten; der sich ihrer bemächtigt hatte, edirte sie. Diese merkwürdige kleine Schrift war sehr selten, so selten, daß nicht einmal Ludwig Philipp selbst ein Exemplar besaß, bis es ihm ein Freund anbot. Der König hat auch das Journal der Hundert Tage geschrieben und veröffentlicht. Man weiß endlich, daß er in Claremont, wie früher, sich in seinen Ruhestunden damit beschäftigte, seine Memoiren zu redigiren; aber für jetzt läßt sich nichts Genaueres darüber sagen. Nach einer zufälligen Aeußerung des Königs, die uns mitgetheilt worden ist, können wir vermuthen, daß jener Theil der Memoiren, den er noch auf seinem Todbett vollendete, sich auf seine Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1814 bezog. Begieriger sind wir indeß auf die, welche er in seiner Jugend oder unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse verfaßt hat. Die Veröffentlichung derselben ist jedenfalls eine

*) Unter diesem Steine liegen, bis daß sie nach dem Vaterlande, zu den Gebeinen der Ahnen, mit Gottes Hülfe zurückgebracht werden, die irdischen Ueberreste von Ludwig Philipp I., König der Franzosen; zu Claremont in England gestorben am 26. August, im Jahre des Herrn 1850, im 76sten Lebensjahre. Friede seiner Asche!

seht delicate Sache und wird erst nach reiflicher Ueberlegung stattfinden, bis jetzt ist uns noch kein Gerücht hierüber bekannt.

Französische Höflichkeit.

Von Ludwig Kalisch.

(Aus dessen Buch: „Paris und London“.)

Unter die vielen Entbehrungen, die der Deutsche in Paris zu leiden hat, gehört besonders die Grobheit, und ein ächter Deutscher ist ordentlich froh, in diesem glattgeschliffenen Paris zuweilen einen frisch angekommenen Landsmann zu finden, mit dem er eine ungeschliffene Stunde verbringen kann.

Der Franzose ist nie grob, nicht einmal da, wo er grob zu sein ein heiliges Recht hätte. Ich will dies durchaus nicht als eine Tugend rühmen; denn ich liebe die Grobheit, weil ich weiß, daß die Höflichkeit gewöhnlich eine Verstandesache, die Grobheit aber in der Regel eine Herzensache ist. Ich ziehe aber das Herz mit der Frühlingswärme seiner Empfindungen und der Sommerhize seiner Leidenschaften immer dem kalten Verstande vor, der die Schläge des Herzens genau berechnet und dasselbe schon der Verschwendung anklagt, wenn es mit seinen Gefühlen nicht knickt.

Der Franzose redet jeden mit „Monsieur“ an. Der Chiffonnier wird eben so gut mit „Monsieur“ angedredet, wie der Marschall von Frankreich. Dieses „Monsieur“ ist Stereotyp. Man kann nichts hinzu thun und nichts davon nehmen. Der Deutsche aber gebraucht das einsylbige „Herr“ gewöhnlich gar nicht; wenn er es indessen gebrauchen will, so kann er ihm so viel Grobheiten in die Taschen stecken, als ihm beliebt. Man denke sich einen deutschen Untersuchungsrichter, vor dem ein politischer Delinquent steht. Der Untersuchungsrichter kann den Delinquenten „Herr“ anreden; aber wenn dieser sich eigensinnig benimmt und der kurzathmigen Geduld des Richters zu nahe tritt, so kann der Richter sagen: „Herrr, gestehen Sie die Wahr-

heit!“ oder: „Herrrrr, keine Verstellung!“ oder: „Herrrrrr, Sie soll ja gleich der Teufel holen!“ Kurz, er kann in dem Wörtchen „Herr“ so viele grobe R'schnarren lassen, daß man einige Duzend heftig bewegter Stricke darin zu vernehmen glaubt. Der arme Franzose kann aber sein „Monsieur“, das so weich und sanft ist wie gewaschene Butter, gar nicht für grobe Zwecke verwenden.

Der Franzose nennt die Höflichkeit politesse, ein Wort, das sich gar nicht in's Deutsche übersetzen läßt. Der Franzose ist poli d. h. gehobelt. Die Politesse ist ihm eigenthümlich, ist ihm angeboren, ist ihm anerzogen. Sie ist bürgerlich. Wir Deutsche aber beziehen die Hobeln vom Hof und nur die Grobheit ist bei uns bürgerlich. Die bürgerliche Grobheit kommt bei uns nie an den Hof und die Höflichkeit der deutschen Höfe kommt niemals in die bürgerliche Luftschichte; und so oft bei uns die Fürsten mit dem Volke reden, werden sie noch viel gröber, als die Größten aus dem Volke.

Nirgends kann man den Mangel oder den Reichthum an Politur bei den Menschen so genau kennen lernen, als wenn man sie zanken sieht. Sobald der Mensch in das heiße Bad eines Zankes springt, zieht er seinen Leidenschaften die Kleider aus; und derjenige, der im Zanke nicht wenigstens einen Theil seines Charakters verräth, hat nichts zu verrathen. Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zanke beobachtet; aber sie haben sich gewöhnlich nur Witze, keine Grobheiten an den Kopf geworfen. Wenn sich Franzosen zanken, so kochen sie auf und ein wie ein Topf Salzwasser; je mehr Born sie verdunsten, desto mehr Salz lagern sie ab.

Wenn aber in Deutschland Leute aus dem Volke in einen heftigen Zungenwettstreit gerathen, so ist die Einleitung desselben gewöhnlich eine Einladung, von welcher der Eingeladene keinen Gebrauch macht, obgleich sie aufrichtig gemeint ist. Diese Einladung ist seit Jahrhunderten in Deutschland so üblich, daß Göthe sie dem Ritter Götz von Berlichingen in den Mund

zu legen sich nicht scheut. Eine solche edle Gastfreundschaft dem Widersacher gegenüber kennen die Franzosen nicht. Man sieht daraus, wie viel Tugend in unserer Grobheit steckt.

Der Franzose ist überhaupt zu conventi-
nell, um grob zu sein; vor allem ist es aber, wie gesagt, seine Sprache, die ihn daran hindert. In den Arsenalen der französischen Sprache gibt es nur feingeschliffene Klingen und scharfzugespitzte Lanzen. Sie können daher nur geistreich plänkeln, aber keine Schlachten liefern. In den Rüstkammern unserer Sprache aber ist so viel Ueberfluß an grobem Geschütz, daß uns nichts widerstehen kann, wenn wir unsere Batterie auffahren. Der Franzose hat zwei Worte die er gewöhnlich im Zanke seinem Gegner an den Hals wirft: „vous m'ennuyez“ und „vous m'embétez“. Der Franzose kennt nichts schlimmeres, als die Qualen, die man seiner Geduld bereitet. Ihn langweilen, ihn ungeduldig machen, ist das ärgste, was man ihm thun kann. Die Langeweile ist ihm ein tiefer Schmerz und er hat für Beides auch ein gemeinschaftliches Wort: ennui. Wer den Franzosen gähnen macht, ist sein Feind, dem gegenüber er keine Großmuth kennt.

Was das Wort embétez betrifft, so hat die Akademie demselben kein Obdach in ihrem Dictionaire gegeben. Welche philologische Gründe sie für diese Hartherzigkeit hat, weiß ich nicht, denn das Wort hat das Bürgerrecht im Munde jedes Franzosen. Embétez heißt andummen; der geistreiche Franzose kann sich aber keine größere Untugend denken, als die Dummheit.

Der Franzose ist gewöhnlich witzig, wo er grob sein muß; der Deutsche ist aber gewöhnlich grob, wo er witzig sein soll. Ob aber der Witz oder die Grobheit mehr Vorzüge habe, das ist eine Frage, die sich leichter aufwerfen als beantworten läßt.

Der Freihandel in Gefahr.

Daran ist wenig gelegen, mag Mancher denken; es ist den Kaufleuten, diesen Bour-

geois, schon ganz recht, wenn die höheren Abgaben zahlen müssen. Er wird aber doch hinterher, wenn ganz Deutschland erst auf Oestreichs Verlangen mit einem Zollcordon und hohen Eingangszöllen umgürtet ist, gewaltig große Augen machen, wenn er wegen des verdamnten Zolls tiefer in den Beutel greifen und alle gewohnten Bedürfnisse viel theurer bezahlen muß, wenn er manchem Genuß, woran er sich gewöhnt, entsagen, wenn er künftig kümmerlich wie in Preußen und Sachsen leben soll.

Ueberhaupt ist die Handelsfreiheit nur ein Sproß, ein Zweig der ganzen, vollen Freiheit, und wer die Freiheit will, der muß auch die Handelsfreiheit wollen. Denn wie die „Frierische Zeitung“ sagt: die Freiheit ist immer nur die Eine und Untheilbare, ihre Beschränkung zu Gunsten Einzelner im Gegensatz zur Allgemeinheit durch das Schutzzollsystem ist unverträglich mit der Demokratie. In einer demokratisch-republikanischen Staatsverfassung gibt es für die Handelspolitik nur Ein Gesetz, das mit den Principien der Verwaltung in Uebereinstimmung gebracht werden kann — die „vollständige Handelsfreiheit.“

Wenn auch das Princip der Handelsfreiheit in den Küstenstaaten der Nord- und Ostsee, nicht einmal in Hamburg selbst vollständig durchgeführt ist, so wird man doch hier auch noch nicht mit hohen Eingangs- und Schutzzöllen geplagt. Daher die große Indifferenz und grundsätzliche Ansicht: der Freihandel sei Sache der Kaufleute, denn nur ihnen brächte er Vortheil.

Wir haben zwar in Hamburg einen Freihandelsverein, daß er aber für die Aufklärung der Massen, für die Verwirklichung des Freihandelsprincips etwas in Hamburg gethan, haben wir nicht bemerkt. Hat der Freihandelsverein die Erhöhung der Inseratensteuer abzuwenden gesucht, da die Steuer als eine Belastung des Verkehrs vom Standpunkt des Freihandels durchaus nicht zu rechtfertigen ist? — Von solchen Bemühungen des Freihandelsvereins weiß man nichts. Ebenso wenig hat der Freihandelsverein für Aufhebung der Accise und Thorsperre, der Zunftprivilegien, der Wackerben

und Schlachterblockgerechtfame gewirkt. Kurz, er hat den Spruch nicht beachtet: Jeder sege vor seiner Thür. So ist es dahin gekommen, daß das Volk mit großer Gleichgültigkeit die Freihandelsbestrebungen betrachtet, weil es meint, die Freihändler interessirten sich bloß für die Zollfreiheit ihrer Baumwollenballen und Kaffeefäcke.

In einem Bericht, der in einer kürzlich abgehaltenen Generalversammlung des Hamburger Vereins vorgelesen, wird nun zwar die „stille Wirksamkeit“ des Vereins gerühmt, worin sie aber bestander, davon hat Niemand Etwas gehört, sie muß also wirklich sehr „still“ gewesen sein. Ueberhaupt werden die Bemühungen der Freihändler so lange ohne Erfolge bleiben, als sie sich darauf beschränken, die Regierungen und die Schutzzöllner, diese Unverbesserlichen, zu belehren und zu befehlen, als sie sich damit befassen, Mohren weiß zu waschen, bis sie sich, wie die Engländer bei der Agitation gegen die Kornbill, das Volk, die öffentliche Meinung für sich gewonnen haben. An das Volk sich zu wenden, ist dem deutschen Bourgeois unmöglich. Nun, die Strafe für diese Geringschätzung des Volkes, der Demokratie wird nicht ausbleiben, Ihr Heuler.

Der Freihandelsverein schmeichelt sich freilich, die drohende Gefahr in Bezug auf die Vorschläge des preußischen Handelsministers für beseitigt, aber eine weit größere Gefahr taucht auf in Folge der so heiß ersehnten wiederhergestellten Ordnung, der Absolutismus, der sich gegen die Freiheit verschworen, kann auch die die Völker verbrüdernde Handelsfreiheit nicht dulden, er muß sie, wenn er consequent sein will, vernichten, die Völker gegen einander hegen und ausbeuten — das gehört mit zur „Ordnung“, die allen Heulern, die etwas haben, noch mehr, noch sehr theuer werden wird, woran gar nichts gelegen, wenn nur das arme Volk nicht mitbezahlen müßte. Oestreich, der Allirte Rußlands, erstrebt eine Zollvereinigung mit Deutschland, um Preußens Einfluß in Deutschland zu vernichten, um seine leeren Staatskassen durch hohe Zollerträge aus dem Beutel des Volks zu füllen. Oestreich will ganz Deutschland mit

hohen Zollschranken umgeben und dabei einen Tarif zu Grunde legen, der, wie es in der österreichischen Denkschrift heißt, mit „dem von den allgemeinen deutschen (Schutzzöllner-) Verein zum Schutze vaterländischer Arbeit (in Frankfurt) ausgearbeiteten Entwurf auf die nämlichen Principien beruht.“ Oestreich aber wird seine Zollvereinigung bei der gegenwärtigen Lage der Dinge durchsetzen, denn Preußen und die deutsche Freihandelspartei sind ohne Einfluß und gleich ohnmächtig, weil beide die Sympathien des Volks verachten, die doch eine öffentliche Macht ist. Traurige Aussichten für die auf den Freihandel hingewiesenen Küstenstaaten der Nord- und Ostsee.

Mausche Kapaun in Hamburg an seinen Freund Zwickauer in Berlin.

Aaronche, Aaronche — Du werst mer doch nich übelnehmen, daß ich Der nenn bei Dein ehrlichen Namen, wie Du hast geheissen, eh Du Dich hast geschmatt, um zu werden Commerzienrath — in was vorn Zeit leben wer. Hob ich do geseffen 3 geschlogne Stunden lang, um anzunehmen de Zettels vor de Wahl von den Moreh Zedeck und ist doch gekommen kaan Mensch um zu wählen. Wählen, wie heißt, — sagen de Hamborger — wir haben selber More vor son Moreh Zedeck, denn er koscht Geld und is zu nix Nug. Haben wer doch nöthiger aan Nachwächter in Hamburg als zehn Moreh Zedecks. So weit is es gekommen un denk Der was nu sorn Zeit ist! Hat doch geseffen en Schlachter, en großer Rozen, unter de Wahlmänner un da hobn se gehobt die Frechheit zu sagen: Is kaan Wunder, denn unter so viel Vieh muß doch Aan Schlachter sein! — Weih geschrien, Aaronleben es ist kaan Respekt in der Welt mehr un so geht bald unter, se werd bald vertagt wie Guer Chammer — ich wollt sagen Kammer.

Is es denn wahr, Aaronleben, daß Du geworden bist en constituioneller Wihler? Hat

mer doch verzeht mein Schwiegersohn, der Levy Sufmann, der Der hat gesehn vor 4 Wochen in Berlin, daß De hast geschimpft auf Mantuffel und gesagt, Du willst hoben Krieg um jeden Preis, un Du willst retten die preißische Ehre? Wie heißt: Wenn de wär zu retten preiß Courant, sollst De haben gehabt Recht, denn das werd Staans geklagt immer schlechterheit zu Tag. Aber de preißische Ehre? Hat man doch nix gehört 33 Jahr lang von die Narrischkeit und uf aanmool is se in aller Leite Mund. Das ist auch wol so'n Märzerrungenschaft! Wozu hat Preißen Ehre nethig. Wenn de Papierchen von en Staat gut stehn, steht er auch gut — das hab ich gelesen in'n Patriot was do is gewesen das aanzige ordentliche Blatt in ganz Europa und eene von de vielen Bedingungen, die der naie Moreh Zedeck hat zu erfüllen, is, daß er werd antreten von Neiem die Redaktion von'n Patrioten, was doch is das rechte Blatt für alle Zidden die an ihr Geschäft denken und nich an de verfluchte Polletik. Der Dr. Gobert, Gott lassen hundert Johr noch leben, is en echter Zidd un wech, daß Geld kaen Chimäre ist, ich werd der das Blatt zuschicken, wenn es erst widder do is. In Hamborg is Gottlob Alles ruhig, all de Wihlers senn nach England, und die noch hier senn, senn uf deitsch ruhig geworden. — Du werst schon wissen, daß mer widder Preußen bekommen, denn ohne die is kaan dauernde Ordnung möglich. — All de Frauensleit hobn ingesehn, daß de Preußen for Hamborgs Wohlergehn sehr nothwendig senn un daß de deitsche Einheit nur kann werden gefördert, wenn en beständige Garnison übergeht in Hamborgs Fleesch un Blut. Hat mer doch ingeführt aach en neie Inseratsteuer um zu vergreßern das Ammenhaus un das is recht, denn lieber is mer en gude Amme, als alle Hamborger faulen Blätter. — In Berlin kann es nich eher werden coulant uf de Börse, bis all die Kladderadatschen un wie das schosfle Zeig alles heißt, sen ausgerottet, denn nich Thaten, sondern Worte hot en grauffer Mann gesagt un soviel Stücke Papier müssen sich nit zwischen de Constablers un das Volk dengen — das is mein Meinung. Du

werst in 10 Jahr sagen: Mausche Kapoun hot Recht gehabt un es geht nix über en ruhigen Staat.

Du werst wissen, daß mer bald in Altona de Destreichers zu sehn kriegen. Maan Onkel Jakif in de Lindengäß sogt: es is gut, daß se kimmern, denn wenn so lang Krieg geführt werden soll, bis der rechte General do is un der Herzog nich mehr unfrei is, do kann mer sein legt Hemd versetzen um die schweren Kriegsteuern zu bezahlen. Kreischen se über Execution de Wihlers? Wie heißt? Execution frigt mer sau wie sau, wenn man die Steuern nich befohlen kann un mein Onkel Jakif sagt: Lieber will ich mer von en Großmacht pfänden lassen als von so'n frotten Executor, den mer der Magistrat in's Haus schickt. Hat Holstein denn nu Freiheit? Ich weiß nit, de ganze Welt muß meschugge sein. Die wollen sein en freies Land un sperren de Leit in die Zuchthäuser, wenn se hobben etwas geschribben gegen den Meloch von Dänemark. Ich wunder mer man bloß, daß de Schleswig-Holsteinschen Papiercher noch so gut stehn, das kommt gewiß dadevon her, daß de Dachsencommissonairs se nit nehmen, sonst kann ich mer's nit denken. — Is es denn wohr, daß Dein Frau auch 2 Pfund Charpie nach Holstein geschickt, ein Zid muß so was nit thun, denn man kann nit wissen, was dabei raus kummt!

Wie geht's denn in Berlin? Du loßt der doch nich in mit de Unzufriedenen, die da wollen stürzen das Ministerium. Ich sog Dir, Aronleben, so'n Minister kummt in hundert Johr nich wieder. Klug wie en Fuchs un sanft wie en Täubche! Wo hoste gelesen, daß en grauffer Völkerrkrieg hat gekocht nix weiter nix als en Schimmel un zwei Mäntelcher un is damit gewesen vorbei? Kann man mehr thun for de Menschlichkeit? Se wolln all hoben Freihandel un Friedenscongres un Bröderlichkeit un wie all die Narrischkeiten weiter heißen, wer kann das eher befördern als so'n Minister, der nit wol en Schimmel bluten sehn kann? Thu' mer den aanzigen Gefallen un sog mer nicks uf den Mann, das is en Mann wie en Kind. Du loßt Der doch nit in de

Kammer wählen? Du hast immer Gottseidank
en guten Schloß gehabt un hast so schreckliche
Gewaltmittel nit nöthig, um recht zu ruh'n.

Ich sog Der überhaupt, Aaronsleben, mer
brauchen kaan Kammern un kaan Presse, Geld
brauchen mer. Das Geld wird immer schlechter
un kenn nebbich die vielen Wihlereien nit ver-
trogen, es is en solides Metall, was do braucht
solide Zeiten. Was thu ich mit de Neunerver-
fassung, wo se jetzt hier so viel Geschrei drum
machen. Kann de Neunerverfassung schaffen
Geld? Kann sie heben die Fernanzen? Das
kann sie nit. Die alte Verfassung koscht weni-
ger, denn de Einföhrung von de neue werd so
viel Uebergangsgesetze, wie se das nennen, nö-
thig haben, daß de Zeit gor nit zu berechnen
ist, die dabei verloren geht. Un Zeit is Geld,
das weißt Du so gut wie ich.

Für heut leb wohl, grüß Dein Familie un
laß mer bald Antwort kriegen. In Hamborg
passirt nit viel, doch wenn mer erst sein gewor-
den ganz preußisch, werden wir genug haben
zu erzählen von de preußische Ehre, die bei uns
gewiß wird angestrichen ganz neu, und das ge-
wiß anders als das Schild uf de Schleswig-
Holsteinsche Post, das da is geworden schwarz
— wir werden mit göttlicher Hülfe schwarz-
weiß. Nächstens stehst Du in Berlin selber

Deinen Freund

Mausche Kapaun.

Was ist Ehre?

Wie die Stimmung in preußischen militä-
rischen Kreisen über die jetzige Art der Auf-
rechthaltung der preußischen Ehre ist, davon
gibt folgende Einsendung der Boss. Btg. ein
Zeichen:

„Um böswilligen Gerüchten zu begegnen,
erklärt Unterzeichneter, daß trotz der genauesten
Nachforschungen es Ihm nicht hat gelingen
wollen, im Kreise Chodziesen Vorbereitungen
oder Aufforderungen zu einer Zustimmung-
adresse für das jetzige Ministerium und zwar

im Sinne der jetzt vom Kreise Wirßig erlasse-
nen zu entdecken.

Schwichow-Margonisdorf.

Herausforderung.

Was ist Ehre?

Shakespeare läßt seinen unübertroffenen Bal-
staff sich über dieselbe dahin äußern:

„Was brauche ich so bei der Hand zu sein,
„wenn der Tod mich nicht ruft? Gut, es mag
„sein, Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn
„aber Ehre mich beim Vordringen entseelt?
„wie dann? Kann Ehre ein Bein ansehen?
„Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den
„Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre
„versteht sich also nicht auf die Chirurgie?
„Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was
„steckt in diesem Wort Ehre? Was ist diese
„Ehre? Lust. Eine feine Rechnung! Wer
„hat sie? Er, der am vergangenen Mittwoch
„starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie?
„Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die
„Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit
„den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die
„Verläumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie
„also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter
„Schild beim Leichenzuge, und so endet mein
„Katechismus.“

Dagegen sagt Calderon de la Barca in sei-
nem Drama: Das Leben ein Traum:

„Der Ehre

„Stoff ist freilich ein so zarter,
„Daß ein Blick sie schon erschüttert,
„Daß ein Lufthauch sie bemakelt“,
und in seinem andern Drama: Der Arzt seiner
Ehre:

„Ehr' ist mein Gewer, d'rum seh ich
„Meine blut'ge Hand sehr süglich
„Auf die Thür; denn nur mit Blut
„Läßt die Ehre rein sich spülen.“

Unterzeichneter fordert nun hiermit die
jetzige sogenannte Friedenspartei, namentlich
aber die Anhänger und Bewunderer der äu-
ßersten Rechten in den augenblicklich noch
bestehenden Kammern dringend zu der Erklä-
rung auf, ob sie Anhänger des Balstaff oder
des Spaniers zu sein wünschen, oder ob sie

vielleicht unter den jetzigen Zeitverhältnissen noch eine dritte, speciell preußische Ehre des Individuums und des Staats zu erschaffen gedenken?

Schwchow-Margoninsdorf,
Rittmeister a. D."

„**Felicitas**“. Ein Roman von Eliza Wille, geb. Sloman. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.

Der vorliegende Roman ist das Erste, was wir von der hier in Hamburg lebenden Verfasserin gelesen haben. Es hat uns mit großer Achtung vor ihrem Talente erfüllt. Wir räumen zwar ein, daß wir der geistigen Frauenenthätigkeit — die, ohne in jene lächerliche „Emancipation“ zu verfallen, über den Kochtopf und Alberti's Komplimentirbuch weit hinüberreicht und für Staat und Gesellschaft von unberechenbar guten Folgen sein wird — mit aller Liebe zugethan sind und daher für ihre Werke ein günstiges Auge haben: allein wir sind zugleich Freund der Wahrheit und hoffen nur von dieser, vereint mit Thatkraft, Erlösung aus der uns beherrschenden Schmach und Niedertracht. Wenn wir daher sagen: Eliza Wille's Roman „Felicitas“ ist ein vortreffliches Werk, so haben wir damit nichts Andern, als unserer ehrlichsten Ueberzeugung Rechnung getragen, was bei uns nicht *contradictio in adjecto* ist. — Das Vortreffliche ist aber noch nicht vollkommen — gehen wir denn an Das, was wir zu tadeln finden. Es ist zunächst die biographische Form betreffend. Allerdings haben wir es hier nicht mit einem bloßen Stoff-Roman, vielmehr mit einem psychologischen zu thun, dessen Idee der Kampf des hochsittlichen Gefühls und des Genie's mit dieser ihnen gegenüberstehenden Conventions- und Polizei-Welt ist, und ein solcher Roman wird immer mehr subjectiv und raisonnirend als gegenständlich sein, da er den Menschen weniger durch die Welt, als die Welt durch den Menschen gehen läßt. Dennoch ist ein, die

Hälfte des Werkes einnehmendes „Tagebuch“ der Kunstform des Romans, auch eines solchen, nicht anschniegfam, was um so mehr heraustritt, wenn, wie hier Felicitas, die Subjectivität eine immer reizende, ankämpfende, unruhige ist, Werk und Leser daher nicht in jener reizvollen Beschaulichkeit bleiben, durch welche wir in den Personen des Romans leben, also nicht der psychischen Commentare, nicht der sich wiederholenden Interjectionen bedürfen. Eine andere Differenz zwischen uns und der Verfasserin ist der Schluß ihres Romans. Wir fragen nicht darnach, ob er wahrscheinlich — nach solcher platten Wahrscheinlichkeit ist man wohl bei den gemeinen Gaukeleien z. B. einer Birchpfeiffer berechtigt, um doch Etwas zu haben, nicht aber bei Kunstgebilden wie das vorliegende, dem Niemand seine Poesie, seine höhere Wahrheit absprechen wird . . . mit Ausnahme der der letzten Action. Daß sich Felicitas opfert, ist die schön gefühlte, einzig-mögliche Veröhnung der tieftragischen Conflict; daß sie es aber um einen Arzspany und in ihrem Zustande thut, ist nicht schön, also auch nicht wahr. — Felicitas kann ästhetisch nur sich opfern, kein anderes Leben — und sie konnte auch das eigene Leben nur darum einem Arzspany opfern, weil sie, gleich der Verfasserin, zwar poesie- und geistvoll, tiefführend und edel, doch, in ihrem Kampfe darnach, noch nicht zur vollen sittlichen Freiheit durchgedrungen ist. Abgesehen von der Erbärmlichkeit des Duells überhaupt, so gehört einem Arzspany eher die Peitsche, als das Leben eines edlen Künstlers oder einer Felicitas, und eine doppelte Peitsche, nicht obgleich, sondern weil er Graf ist. Wir haben, wie Gott, einen sehr weiten Liebesmantel für Das, was die Leidenschaft im Moment thut, aber wir haben keinen Charpiefaden Verzeihung für die jahrelang berechnete Bosheit und für den aristokratischen Hochmuth, dem Alles Jagdwild ist: Hirsch, Weib, Kunst, Bürgerehre, Menschheit und Tugend — denn diese Verbrechen sind Eins mit den historischen der Tyrannie und . . . diese hat keine Ehre, sie hat Nichts als ihre Berworfenheit und unsern Fluch. Felicitas, deren Herz so weich, die das

ganze Nichts der „höhern“ Kreise, die den Jammer der betrogenen und bestohlenen Menschheit fühlt und schon glücklich in der Geistesfreiheit der Kunst geworden war: warum soll sie untergehen an dieser Wappen-, Lappen- und Etappen-Ehre, an der Rechnungsträgerei für die Convention, an diesem winzigen Gotha der erhabenen Gotteswelt!? Doch, was reden wir da! Diesen Schmerz wollte ja die Dichterin Eliza Wille eben dichten; Felicitas ist ja unsere eigene Tragödie, und die Arzspany's sind nicht nur der böse Dämon des Hauses Meran, sondern aller Häuser, die nicht dem Böbel der Gesellschaft Jesu oder des l'etat c'est moi gehören.

Also selbst da, wo wir tadeln müßten, heben wir die Bedeutung des Werkes „Felicitas“ hervor. Und mit Recht. Es ist, wie und wo wir es betrachten, ein schönes Buch. Der Styl der Verfasserin, der ganz schlicht, fast im Märchenton beginnt und so bleibt, so lange er es mit der Kindheit der beiden Helden zu thun hat, erhebt sich mit ihrer Bildung und reiht sich durch Gewandtheit, Klarheit und Grazie dem Ausdruck unserer besten Schriftsteller an. Die Charaktere, interessant wie die reiche Handlung des Romans, sind weder mo-

ralische, noch tendenziöse Spukgestalten, sondern lebendige, der Gegenwart entnommene Menschen, fest und sicher gezeichnet. Aber, wird man fragen, ist denn nicht jenes kleinliche, nebensächliche, theilweise oder überschwengliche Element hervortretend, welches uns Männer, ja die Frauen selbst von der weiblichen Schriftstellerei zurückschreckt? Wir antworten: nein! Eliza Wille's Gefühl ist wohl ein warmes, immer reges, aber auch immer durchgeistigtes, und wo es ein Mal übersprudelt, in Schwärmerei ausarten möchte, weiß es der feine Geschmack und Geist der Dichterin in künstlerische Schranken zu halten. Und dieser Geist ist nicht nur der des Salons und der Lectüre; er ist viel tiefer und naturwüchsig, und wenn er auch noch nicht wagt, Das zu sein, was er sein könnte und möchte, so schwingt er sich doch oft über die unsittliche Sitte des Tages hinweg, ist anmutig, hell und immer anregend. Selbst im „Tagebuch“ fesselt er uns, läßt uns, was wir doch so gerne thun, um wieder in's eigentliche Leben des Romans zu kommen, keine Zeile überspringen. Alles in Allem: Felicitas ist nicht glücklich im, aber als Roman und macht mit dem eignen dem Namen der Verfasserin Ehre.

F e n i l l e t o n .

Wie man in Amerika über den Don Juan urtheilt. Die italienische Oper in New-York hat neulich Mozarts Don Juan aufgeführt. Die unsterbliche Musik scheint den Yankee's aber nicht sonderlich behagt zu haben, wenigstens läßt der Theaterrecensent des „Herald“ sich in sehr wegwerfendem Tone darüber vernehmen. — „Wenn diese Oper populair ist“, schreibt er, „so liegt das nicht daran, daß sie einen tiefen Sinn hätte, sondern weil die Gesellschaft sie einmal für dasjenige erklärt hat, was sie nach einigen Kritikern durchaus sein soll, eine mächtig schöne Production. Für's Orchester ist sie allerdings eine ausgezeichnete Oper, — für die Sänger eine armselige. —

Ein gigantischer Leporello wie Lablache, kann alle anderen Sänger total zerstören und es scheint, als hätte Mozart die Bühne mit Singrollen angefüllt, bloß um zu zeigen, wie sehr man sie durch die Instrumentation verdunkeln kann. Es ist viel Brillantes in der Oper, aber von Zartheit nichts, was eines lobenden Wortes würdig wäre. Manches ist so langweilig wie Partien der Schöpfung und, wir sind keckerisch genug zu behaupten, daß manche Partien des Don Juan schlechter sind, als die schlechteren Partien der modernen Oper.“ — Gleich auf diese Würdigung folgt eine begeisterte Lobeserhebung auf Donizetti's „Gemma di Beray.“

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.